



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

München und Konstanz : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Landgemeindeordnungen übergegangen, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Auch für die Gemeindeordnung vom 11. März 1850 wurde zur Begründung der Dreiteilung angeführt, daß in der Regel drei Hauptschichten der Bevölkerung nach dem Maße ihres Vermögens zu unterscheiden seien, deren Angehörige auch in den übrigen Verhältnissen am meisten mit einander gemein hätten. Daneben wurde die Dreiteilung noch durch folgende Anschauung als gerechtfertigt angesehen: wenn zugegeben werde, daß dem, der einen zehnhundert- oder tausendfach höhern Beitrag zu den Kosten des Gemeinwesens zu leisten habe, auch ein größerer Anteil an der ihn steuernden und das Gemeindevermögen verwaltenden Vertretung gebühre als dem, der nur den einfachen Beitrag entrichte, so ergebe sich von selbst die Notwendigkeit, eine mittlere Abteilung zu bilden, die den Ärmsten und Reichsten gleich nahe stehe.

Diese Auffassung geht nicht von einer erkennbaren Unterscheidung von drei Hauptschichten der Bevölkerung aus, sondern sieht nur unten die Ärmsten und oben die Reichsten, und dazwischen die große Masse derer, die weder zu den Reichsten noch zu den Ärmsten gerechnet werden können.

(Schluß folgt)



München und Konstanz

(Fortsetzung)



ntsprach also meine Haltung den Neuerern gegenüber den Ansichten und Wünschen des Münchner Komitees (so nannte sich die leitende Körperschaft, weil es eine anerkannte Pfarrei nicht gab), so galt das doch weniger von meiner Auffassung der gesamten Lage, die ich am Schlusse meiner „Wandlungen“ dargelegt habe. Die leitenden Männer waren noch zu sehr erfüllt von den hohen Erwartungen des Jahres 1870, als daß sie sich zu meiner Auffassung der Altkatholikengemeinschaft als einer Nothütte für obdachlos gewordne hätten bequemen können, und war vielleicht der eine oder der andre damals schon so weit, so ließ er sich doch nicht anmerken. Ebenso wenig dürfte meine Auffassung von der Aufgabe des Deutschen Merkur allgemeinen Beifall gefunden haben. Als er gegründet wurde, war seine Aufgabe durch seine Entstehung gegeben: Bekämpfung der vatikanischen Dekrete und des Geistes, aus dem sie geflossen waren. Das konnte doch aber nicht so fortgehen, denn erstens nützte es nichts weiter — man stand vor der vollendeten Thatsache, daß der Vatikanismus auf der ganzen Linie gesiegt hatte —, und zweitens war schon alles gesagt

worden, was sich über diese Gegenstände sagen ließ. Daß sich die neuen Dogmen weder aus der Schrift, noch aus den Vätern, noch aus den Konzilien rechtfertigen ließen, war bewiesen, die Schandthaten der Päpste und der Jesuiten waren aufgedeckt, alle abergläubischen Dummheiten der römischen Kirche und der katholischen Völker waren zum Vergnügen des aufgeklärten protestantischen Publikums gebührend lächerlich gemacht, der Widerspruch in dem juristisch-bürokratischen, nach Weltherrschaft strebenden römischen Kirchentum und seine grundsätzliche Staats- und Deutschenfeindschaft waren gehörig ins Licht gesetzt worden, und mir war das Wiederkäuen langweilig, abgesehen davon, daß es mir zwecklos schien. Denn wenn eine päpstliche Mißthat nicht davon überzeugt, daß der Papst nicht der vom heiligen Geist erfüllte Lehrer der Menschheit sein kann, den werden auch hundert und tausend Skandale aus der Papstgeschichte nicht überzeugen; entweder er hält menschliche Unvollkommenheit für vereinbar mit der vermeintlichen übermenschlichen Aufgabe des Papsttums, oder er folgt dem Grundsatz — und das thun die meisten Katholiken —, nichts von dem zu glauben, was die „Feinde der Kirche“ sagen, sodaß also die Wiederholung und Vermehrung solcher Anschuldigungen nur erbittert und ein völlig zweckloses Gezänk zur Folge hat, wenn man nicht eben die Beschaffung eines reichlichen Zankstoffs für das Blatt als Zweck betrachtet. Mit solchem Stoff versorgte mich besonders reichlich ein alter Pfarrer, der im Konflikt auf sein Amt verzichtet hatte — er war auch schwerhörig —, ein bissiger und brummiger Mann, grundehrlich, wie brummige Bullenbeißer zu sein pflegen, aber nicht nach meinem Geschmack. Er hatte eine bedeutende Bibliothek, und darin waren besonders jene seltenen Büchlein aus der Renaissancezeit stark vertreten, die dem Kulturhistoriker und dem lüsternten alten Junggesellen wert, den Frommen aber ein Greuel sind. Auch mir waren die Darstellungen des kirchlichen Lebens, die der alte Grimmbart aus solchen Quellen schöpfte, ein Greuel. Nicht daß ich so fromm wäre, daß mich die Darstellung des nach kirchlichem Begriff Sündhaften an sich verletzete, sondern weil ich beides verwerfe, sowohl die Verunreinigung einer religiösen Stimmung durch eine sinnliche als die Befriedigung des Skandalbedürfnisses unter dem Deckmantel der konfessionellen Polemik.*) Ich habe nichts gegen Boccaccio und Martial; aber wenn ich einen von beiden aufschlage, so weiß ich, daß das

*) Oder gar unter dem Deckmantel der Erbauung und Bekehrung; in dieser Weise sündigen bekanntlich sowohl katholische als muckerische Keuschheitsprediger. Wie ich aus der vorjährigen Nr. 15 des Magazin erfahre, hat im Jahre 1891 ein spanischer Jesuit, Luis Coloma, einen Roman geschrieben, worin er die Verderbtheit der heutigen spanischen Aristokratie geißelt, zu welchem Zweck er sie natürlich schildern muß. Der Mann scheint ein ehelicher Fanatiker zu sein, aber ohne einiges Wohlgefallen an solchen Dingen würde er sie kaum naturgetreu darzustellen vermögen. Coloma billigt ausdrücklich die naturalistische Romanschriftstellerei, die der Welt den Spiegel vorhalte. Er mag Recht haben, aber gerade wenn, nach dem von Schiller verspotteten Rezept, der Teufel dazu gemalt wird, erregt das Verdacht.

Buch kein kirchliches Organ ist, und daß der Verfasser keinen Anspruch darauf erhoben hat, mich in meinem Christentum zu fördern. Abgesehen von der schon hervorgehobnen unpassenden Verbindung fand ich auch noch eine andre in diesen Aufsätzen. Dergleichen Dinge wollen scherzhaft vorgetragen und nicht in einem bissigen Tone erzählt sein. Ist einer so fromm und so rein, daß er nicht darüber lachen kann, sondern nur Trauer oder Entrüstung und nichts andres dabei empfindet, so — spricht und schreibt er gar nicht darüber; deshalb halte ich auch den Juvenal nicht für ganz ehrlich. Das Bissige lag nun freilich in des Mannes Wesen. Er hatte in jüngern Jahren eine Symbolik geschrieben, das ist eine Darstellung der Unterscheidungslehren. Die fiel mir einmal zu der Zeit, wo ich noch gläubiger Katholik war, in die Hände. Ich las aber nur ein paar Seiten darin und klappte sie wieder zu; das ist, sagte ich mir, keine Symbolik, sondern bloß ein Pamphlet gegen die Reformatoren. Mir persönlich war der Mann außerordentlich freundlich gesinnt, aber das machte mir seine Beiträge nicht angenehmer. Zurückweisen konnte ich sie nicht, denn wir hatten keinen Überfluß an Mitarbeitern, und N.s Aufsätze waren im übrigen sehr gelehrt und teilweise theologisch wertvoll. Ebenso wenig wie an dieser Art Polemik war mir an den Berichten über die örtlichen Raßbalgereien zwischen Altkatholiken und „Römischen“ gelegen, bei denen es sich um Kirchen, Kirchenvermögen, Sterbesakramente, Leichen, Glockengeläut, Angriffe auf der Kanzel oder in Lokalblättern und dergleichen handelte. So fragte ich mich denn, was man nun eigentlich als Hauptinhalt des Blattes in Aussicht zu nehmen habe, und ich sagte mir: soweit das Christentum nicht orthodoxer Katholizismus ist, befindet es sich in einer Gährung und teils im Streit, teils in Vermischung mit Zeitideen, und niemand hat eine Ahnung davon, was dabei herauskommen wird. Da läßt sich vorläufig weiter nichts thun, als diesen Prozeß aufmerksam verfolgen, und hierfür wird ein altkatholisches Preßorgan deswegen ganz besonders geeignet sein, weil es keinen Glaubensrichter über sich hat (ein solcher sieht bekanntlich nicht bloß den katholischen sondern auch den protestantischen Theologen auf die Finger), daher ganz unbefangen, unparteiisch und weitherzig sein kann. Merken wir also alles an, was auf religiösem und kirchlichem Gebiete wichtiges geschieht, und stellen wir unsre Betrachtungen darüber an! Es schwebte mir ein Organ vor, das etwa die Mitte gehalten haben würde zwischen Nades Christlicher Welt und Schrempfs Wahrheit, und an dem Angehörige aller Konfessionen hätten mitarbeiten können. Die Ausführung der Idee hätte den Deutschen Merkur unabhängig gemacht von dem weitem Gang der altkatholischen Bewegung, aber ich wäre freilich nicht der Mann dazu gewesen, weil ich zwar selbst leidlich schreiben kann, aber zum Organisator eines Unternehmens nichts taugt, besonders nicht zum Redakteur, der andre zum Schreiben veranlassen, der ein Acht-, Ahtzehn- oder Dreißiggespann teils fauler, teils wilder und nach allen Seiten ausschlagender,

teils eigenfinniger, in ihre eigne Gangart verrannter Pferde zusammenhalten und in gleichen Trab mit einander bringen soll. Diese Ansicht von der Aufgabe des Merkur habe ich zwar nicht dem Komitee vorgetragen, sondern nur einem der Herren im Vertrauen mitgeteilt, aber man hat es dem Blatte doch angesehen, daß ich diese Richtung einschlug. Die meisten schienen ja auch nichts dagegen zu haben, aber einer der einflußreichsten, so wurde mir mitgeteilt, äußerte einmal, das Blatt werde jetzt mehr von Protestanten und von Römischen als von Altkatholiken gelesen (das erstrebte ich ja eben); das sei nicht richtig; im nächsten Jahre, wo er Zeit dazu haben werde, werde er sich wieder mehr des Merkur annehmen. Nun wußte ich, wie die Sache kommen würde: nach ein paar Monaten würden die beiden sich in konvergierenden Bahnen bewegenden Lokomotiven an einander rennen, und meine würde als die schwächere arg zerstoßen zurückweichen müssen oder beiseite geschleudert werden. Ans Zurückweichen dachte ich nun natürlich nicht; ich beschloß beiseite zu gehen, ohne mir vorher Beulen zu holen. Überdies ließ sich voraussagen, daß der Zusammenstoß sehr ungemütlich ausfallen würde. Der betreffende war der einzige unter den maßgebenden Männern, den ich nicht leiden konnte, und ich hatte Grund, zu vermuten, daß die Antipathie gegenseitig sei, besonders da ich, wie das bei gegenseitiger Abneigung zu gehen pflegt, in dem persönlichen Verkehr mit dem Herrn einigemal Pech gehabt hatte. Ich weiß nicht mehr, ob ich nicht auch schon damals die Erwägung angestellt habe, die mir heute am allernächsten zu liegen scheint. Die Abonnentenzahl des Deutschen Merkur war in den sieben Jahren seines Bestehens auf die Hälfte der ursprünglichen herabgegangen, und ich konnte im besten Falle hoffen, den weitem Rückgang zu verzögern, aber nicht ihn gänzlich aufzuhalten. Damals deckten die Einnahmen noch die Kosten; in ein paar Jahren, so mußte ich denken, wird das nicht mehr der Fall sein, der Redakteurgehalt wird dann zum Teil aus den Beiträgen der Gemeindeglieder gedeckt werden müssen, und dann wirst du dich in einer äußerst peinlichen Lage befinden.

In diese Erwägungen hinein traf die Nachricht, daß die fränkische Parochie frei werde. Diese altkatholische Parochie ist beinahe so groß wie das Breslauer Bistum, denn sie umfaßt die Städte Erlangen, Nürnberg, Bamberg und Baireuth und alles dazwischen und darum liegende Land, worin es freilich für den in Erlangen residirenden altkatholischen Pfarrer nicht übermäßig viel zu thun giebt. In Nürnberg hatte ich schon einmal Gottesdienst gehalten, und es hatte mir dort gut gefallen. Ich beschloß also, es noch einmal mit der Seelsorge zu versuchen und mich um diese Stelle zu bewerben. Die Münchner Freunde waren verwundert und mißbilligten den Schritt, konnten mirs aber natürlich nicht verwehren. An einem Sonntag im Spätherbst sollte ich in Erlangen Gottesdienst halten und mich mit den Gemeindevorstehern besprechen. Man sagte mir in München, ich möchte in der Blauen Glocke ein-

kehren, übrigens würde ich jedenfalls von ein paar Vorstandsmitgliedern auf dem Bahnhof abgeholt werden. Ich kam Sonnabend Nachmittag in Erlangen an; niemand war auf dem Bahnhof, niemand in der Blauen Glocke. Ich bestellte mir Feuer, machte einen Spaziergang in die ziemlich verschneite Umgebung der Stadt, überlegte hierauf in meinem Zimmer ein wenig die Predigt und ging dann zum Abendessen. Während ich dabei saß, kam ein halbes Duzend Herren herein. „Also hier sind Sie? Wir haben Sie überall gesucht! Im Walfisch haben wir Ihnen ein so schönes Zimmer heizen lassen!“ Habe keine Ahnung gehabt, daß es hier einen Walfisch giebt, erwiderte ich. Es waren übrigens sehr angenehme Leute, und der Abend verfloß in lebhafter Unterhaltung ganz gemüthlich. Die Herren begleiteten mich in mein behaglich durchwärmtes Zimmer, das ihnen aber gar nicht gefiel. Sie riefen den Wirt, schalteten ihn, daß er mir ein so schlechtes Zimmer gegeben habe, und forderten das beste im Hause. Aller Proteste ungeachtet wurde ich in einen großen eiskalten Saal geführt und bekam ein eiskaltes Bett angewiesen, in dem ich mich so erkältete, daß ich in der Nacht aufstehen mußte; ich hatte über einen offenen Balkon zu gehen, was die Sache nicht eben verbesserte. Doch traten die schlimmsten Wirkungen der Erkältung erst ein paar Tage später ein, sodaß der Gottesdienst und das Mittagessen in einer sehr angenehmen Juristenfamilie (ich weiß nicht mehr, ob der Herr Rechtsanwalt oder Richter war) noch leidlich abließ. Es wurde ausgemacht, daß ich am Weihnachtsheiligentage wieder in Erlangen und am zweiten Feiertage in Nürnberg den Gottesdienst abhalten sollte, und daß man sich dann entscheiden würde; es habe sich nämlich mittlerweile noch ein zweiter Bewerber gemeldet. Da konnte ich mir freilich keine große Hoffnung mehr machen, denn es war vorauszusehen, daß man dem Schwerhörigen den andern vorziehen würde, wenn dieser nicht an andern schlimmen Mängeln litte. Die Folgen der Erkältung, Katarrh usw., waren noch nicht ganz überwunden, als ich am Heiligen Abend zu Mittag von der Arbeit weg, wegen der ich diesmal einen spätern Zug benutzen mußte, auf den Bahnhof rannte. Ich kam ziemlich spät am Abend an, zum augenscheinlichen Verdruß des Personals im Walfisch, wo ich natürlich einkehrte, und fand in einem eiskalten Zimmer Gelegenheit, meinen weichenden Katarrh aufzufrischen. Gott, hieß es am andern Morgen, wir hatten Ihnen ja in der Blauen Glocke ein Zimmer heizen lassen! So nebenbei erfuhr ich, daß man sich wohl für den andern Bewerber entscheiden würde. In Nürnberg hielt ich am zweiten Feiertage bloß Gottesdienst, ohne mit einem der Vorsteher zu sprechen. In der Stimmung, die sich aus diesen Umständen und Erlebnissen ergab, hatte ich an meinen alten Gönner, den Oberregierungsrat P. in Liegnitz, zu schreiben aus Anlaß des Todes unsers beiderseitigen Freundes, des Schulrats A., und da fragte ich denn bei der Gelegenheit an, ob ich wohl Aussicht auf eine evangelische Pfarrstelle haben würde, wenn ich um eine solche einkäme. Un-

mittelbar darauf bekam ich einen Brief von Intlekofer. Dieser bat mich im Auftrag der Gemeinde, nach Offenburg zurückzukehren, da man sich mit meinem Nachfolger schlechterdings nicht vertragen könne. Ich sagte zu und bat in Bonn um die Bestätigung der Offenburger Wahl. Diese wurde natürlich gleichzeitig von Offenburg aus nachgesucht; mein an sich nicht nötiges Gesuch kam nur gelegentlich in dem Briefe an einen der Bonner Herren vor, worin ich diesem zum Neujahr gratulirte, meine Anfrage an den Siegnitzer Regierungsrat mittheilte und diese mit einer Erörterung der Lage und meiner Ansicht darüber begründete. P. schrieb mir, er sei ein grundsätzlicher Feind jedes Konfessionswechsels, und es würde ihm sehr unangenehm sein, wenn ich mich dazu entschließen sollte; übrigens könne er mir auf eine bessere evangelische Pfarrei keine Aussicht machen. Dagegen würde es mir leicht sein, eine katholische Staatspfarre zu bekommen; eben habe man eine sehr gute in nächster Nähe, Rotbrünnig, zu vergeben. Ich antwortete ihm, daß es mir nicht einfalle, mich um eine Staatspfarre zu bewerben; denn der Altkatholizismus sei zwar auch eine Dummheit in praxi, aber wenigstens edel im Prinzip, der Staatskatholizismus dagegen sowohl unedel im Prinzip als auch eine Dummheit in praxi; zudem hätte ich mich bereits für Offenburg entschieden.

Mein Nachfolger in Offenburg war außer sich, als ihm die Gemeinde kündigte, und lief Knall und Fall davon; Intlekofer schrieb mir daher, ich möchte nur so bald als möglich, jedenfalls vor Ostern kommen und dafür sorgen, daß die Bestätigung der Wahl, die sonderbarerweise noch nicht eingegangen sei, beschleunigt würde. Ich bat also die Bonner Behörde, die Bestätigung so bald wie möglich zu schicken. Darauf erhielt ich ein Schreiben, worin es hieß, da ich in meinem Briefe an Herrn N. (den Herrn, dem ich zum Neujahr gratulirt hatte) das Recht eines unbeschränkt subjektiven Urteils in religiösen Dingen für mich in Anspruch genommen hätte, so müsse man mir die Bestätigung der Wahl sowohl für Offenburg wie auch für jede andre Gemeinde, von der ich etwa gewählt werden könnte, versagen. So ungefähr hieß es. Das Schriftstück selbst habe ich nicht mehr; es ist mir samt der ganzen Korrespondenz über die Angelegenheit abhanden gekommen. Nur soviel weiß ich noch, daß mir, gerade so wie in dem Schreiben des Kanonikus Lämmer, das ich in den „Wandlungen“ S. 281 angeführt habe, der schrankenlose Subjektivismus darin vorgeworfen wird. Auch noch in einer andern Beziehung nötigten die beiden Schreiben zu einer Vergleichung. Lämmer hatte von meinem Privatbriefe an ihn keinen amtlichen Gebrauch gemacht, der Bonner Herr hatte das gethan; er hatte meinen Brief der Synodalrepräsentanz vorgelegt. Als ich mich darüber beschwerte, erhielt ich zur Antwort, es sei ja ein amtlicher Gegenstand darin verhandelt worden. Ich erwiderte, der sei doch nur privatim erwähnt worden, das amtliche Gesuch um Bestätigung der Wahl sei ja ordnungsgemäß von der Offenburger Gemeinde eingereicht worden; mein Brief habe

sich ja schon durch das Format des Papiers als Privatschreiben angekündigt. Darauf wurde entgegnet, ich hätte auch vorher schon ein paarmal für amtliche Sachen gewöhnliches Briefpapier genommen. Das war richtig. Es war nämlich in altkatholischen Kreisen so viel gegen alles bürokratische Wesen in der Kirche, gegen die Auffassung der Kirche als eines dem Staate ähnlichen Rechtsinstituts und gegen den „Würdenkult“ geeifert worden, und man hatte so unablässig gefordert, daß in der Kirche alle nur Brüder sein, einander als Brüder behandeln und im Wechselverkehr keinen andern Grundsatz zur Geltung bringen sollten als die Liebe, daß ich die Bonner Herren zu beleidigen fürchtete, wenn ich mich bürokratischer Formen bediente. In diesen Formen war ich durch langjährigen Verkehr mit Behörden leidlich geübt und wußte genau, was sich für eine jede schickt. Aber wenn eine Behörde nicht so recht weiß, ob sie sich als Behörde im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts oder als apostolische Bruderschaft geben soll, so ist man übel daran mit ihr, denn man weiß nicht recht, wie man sich zu ihr stellen soll. Zuletzt setzt sich doch das Zeitgemäße gebieterisch durch, und man hat einen neuen Beweis dafür, daß der erste Schritt zur Verwirklichung der Idee der Abfall von ihr sein muß. Das altkatholische Kirchenwesen bewegt sich heute wie jedes andre Kirchenwesen in den juristisch-bürokratischen Bahnen aller gesetzlich anerkannten Körperschaften. Die Kanzlei, Registratur und Kassenverwaltung der Altkatholikengemeinschaft sind klein und einfach, weil sie selbst klein ist, aber wenn sie so viel Millionen Mitglieder zählte, wie sie jetzt Tausende zählt, so würde das alles so groß, verwickelt, ungemütlich und unapostolisch sein wie in der römischen Kirche. Leider konnte ich in jenen Tagen nicht mit dem Vorsitzenden des Komitees, dem Professor Cornelius sprechen, der mit seiner großen Ruhe und Rechtschaffenheit die Sache wohl ins gleiche gebracht hätte — er war durch einen Trauerfall in seiner Familie in Anspruch genommen. So führte denn das Münchner Komitee den Bonner Auftrag, mir die Erlaubnis zur Ausübung geistlicher Amtshandlungen und die Redaktion des Deutschen Merkur zu entziehen, einfach aus, und es blieb mir nichts weiter übrig, als mich von den Bonner Herren zu verabschieden; es geschah das in einem umfangreichen Schriftstück, dessen hervorragendste Tugend die Liebenswürdigkeit wohl nicht gewesen sein wird.

Die Bonner Behörde hatte allerdings in diesem Falle insofern alles bürokratische, juristische und kanonische verschmäht, als sie die förmliche *suspensio ab officio et beneficio**) verhängt hatte ohne Verhör und Untersuchung, ohne jede Spur von so etwas wie Prozeßformen. So kurz war doch das Breslauer Generalvikariatamt bei weitem nicht verfahren, obwohl es die

*) Dieser Ausdruck kam freilich in dem amtlichen Schreiben nicht vor, aber es war doch genau daselbe.

Entschuldigung für sich hatte, daß eine öffentliche Erklärung von mir vorlag und Gefahr im Verzug zu sein schien. Wenn ich die Geschichte dieser Suspension, die beinahe wie eine Exkommunikation aussah, samt dem Wortlaut der Aktenstücke in der Druckerei der Germania herausgegeben hätte, so würde ich in jenem letzten Abschnitt des Kulturkampfes — Anfang 1878 — den Katholiken ein höllisches Vergnügen bereitet und selbst wahrscheinlich ein schönes Geschäft damit gemacht haben. Aber das lag mir fern. Ich hatte die christlich-soziale Bewegung, die damals in Berlin so viel Aufsehen machte, mit sympathischem Interesse verfolgt und schrieb an den Pastor Todt, ob es mir seiner Ansicht nach möglich sein würde, mir durch die Teilnahme daran eine Existenz zu gründen oder wenigstens das Leben zu fristen. Er antwortete, er könne mir nichts versprechen und nichts verbürgen. Ich beschloß dennoch aufs Geratewohl nach Berlin zu gehen. Da kam ein Brief von Micheliß. Er könne nicht zugeben, daß ich fortginge; er habe mit den Bonner Herren verhandelt, und wenn ich erklärte, daß ich den Religionsunterricht nach den amtlichen Handbüchern erteilen wolle und mein Bedauern darüber ausdrücke, daß mein Abschieds schreiben nicht ganz parlamentarisch ausgefallen sei, so würden sie die Maßregel zurücknehmen. Das konnte ich nun ganz leicht thun, denn das fragliche Schreiben war aus leidenschaftlicher Erregung hervorgegangen, und den Religionsunterricht anders als nach den amtlichen Handbüchern zu erteilen war mir niemals eingefallen. So bekam ich denn die Bestätigung der Offenburger Wahl, aber natürlich — zu spät. Denn die Offenburger hatten sich mittlerweile nach einem andern umgesehen und hatten einen gefunden, der eine römisch-katholische Pfründe mitbrachte, von der er leben konnte, sodaß ihm die Offenburger Gemeinde nichts oder nur einen unbedeutenden Zuschuß zu zahlen brauchte; natürlich griff sie mit beiden Händen zu. Da er aber erst im Herbst antreten wollte, wurde ausgemacht, daß ich Offenburg vom 1. April bis zum 1. Oktober versehen sollte. Daß ich nicht nach Berlin ging, war ein Glück, denn zum Agitator taugte ich weder geistig, da ich mich keiner Parteischablone füge und immer und überall für die Bestrebungen meiner nächsten Freunde einen unglücklich scharfen Blick habe,*) noch körperlich, da ich weder Bier und Tabakqualm noch late hours vertrage. Freilich gilt das wohl nur für Deutschland; im Süden, wo alles im Freien abgemacht wird, wo man kein Bier trinkt, und wo ohnehin jedermann einen Teil des Nachtschlafs durch die Siesta ersetzt, würde mich mein Naturell weniger hindern. So schlimm war diese Existenzkrise für mich nicht, wie es die frühern gewesen waren, weil das Jahr vorher meine Mutter gestorben war.

*) Vielleicht ist das eine Rückwirkung meiner leiblichen Kurzsichtigkeit, die es mit sich bringt, daß ich Federchen nur auf meinem eignen Rockärmel sehe.

In der freien Zeit, die ich von Anfang Februar bis zum 1. April hatte, brachte ich täglich einige Stunden auf der Universitätsbibliothek zu. Ich exzerpierte ein paar Bände der Perzischen Monumenta, was eine Thorheit war. Denn um Spezialist für ältere deutsche Geschichte zu werden, war es zu spät für mich, und soviel, als dazu gehört, den Charakter jener Mönchslitteratur kennen zu lernen, hatte ich schon früher gelesen. In den sechs Wochen hätte ich mir ein wenig allgemeine Litteraturkenntnis erwerben und interessante Sachen aus verschiedenen Gebieten kennen lernen können, besonders da ich zum Katalogsaal freien Zutritt hatte. Aber es gehört eben zu allem Schulung, auch zur Benutzung einer Bibliothek, und die fehlte mir, da ich immer nur für mich in dem herumgestümpert hatte, worauf mich die Umstände gerade führten. Freilich hatte ich für jene Wahl einen besondern Beweggrund. Ich arbeitete nämlich noch einiges für den Merkur, um mir meinen Gehalt fürs laufende Vierteljahr zu verdienen, insbesondre eine Reihe von Aufsätzen, die von Nr. 32 ab unter dem Titel „Kirche und Schule“ erschienen, und dazu suchte ich denn Stoff in jenen Klostergeschichten. Ein paar Jahre lang schickte ich dem Blatte dann noch Beiträge; gänzlich brach ich den Verkehr erst ab, als ich auf die Feder angewiesen war. Wieder nach ein paar Jahren lud mich aber ein Münchner Freund ein, die Arbeit gegen Honorar wieder aufzunehmen, und so habe ich denn in den Jahren 1885 bis 1889 noch eine Reihe von Aufsätzen geliefert.

Für die Abende blieb mir in der Zeit der Spannung, die zwischen den Münchner Freunden und mir eingetreten war, nur die Familie Müller. Da ich nicht gerade jeden Abend bei ihr zubringen wollte, ging ich manchmal in die eine oder die andre Kneipe. Merkwürdigerweise habe ich das Hofbräuhaus niemals betreten, und mit dem vortrefflichen Regiewein des Ratskellers hat mich der noch vortrefflichere Pfarrer Wagenmeier, der die Zeit über in freundschaftlichem Verkehr mit mir blieb, erst ein paar Tage vor meiner Abreise bekannt gemacht. Einigemal war ich in einem Zirkus. Ich hatte von dem bunten Volke und seinen Künsten seit meiner Knabenzeit nichts mehr gesehen und fand nun, daß die alten Römer keinen schlechten Geschmack gehabt hätten, wenn auch mein Wohlgefallen an der Sache nicht so weit reichte, daß ich tagelang in der Bude hätte zubringen mögen. In die Oper ging ich nicht mehr, weil ich nicht mehr in die Wolfsche Druckerei kam, deren Faktor mich mit Karten für gute Plätze versorgt hatte. Das Schauspiel gehört zu den Gebieten, die mir ganz verschlossen geblieben sind, und wenn ich von dem Othello oder Hamlet des Herrn So und So lese, so denke ich mir gar nichts darunter. Als Schulknabe habe ich eine Liebhabervorstellung, als Gymnasiast ein von einer Truppe gespielter Lustspiel gesehen. In der Studenten- und Kaplanzeit haben mir Mittel und Umstände nicht mehr als vier oder fünf Theaterbesuche erlaubt, und da habe ich, da ich die Musik

liebe, Opern vorgezogen. In München hätte ich öfter ins Theater gehen können, aber ich wußte, daß ich auf der Bühne gesprochen nicht mehr verstehen würde, und so blieb ich bei der Oper, für die mein Gehör noch reichte. Später habe ich dann an andern Orten noch eine Anzahl Opernvorstellungen genossen, jetzt habe ich auch davon nur noch so wenig, daß sich der Besuch kaum lohnt. Aber ich weiß wenigstens, was eine Oper ist, während ich nicht weiß, was ein gespieltes Stück ist, und nur das Buchdrama kenne. Auch den Gesang der Vögel giebt es nicht mehr für mich, den ich aber glücklicherweise ebenfalls kennen gelernt habe und in der Erinnerung festhalte. Es ist interessant, eine solche Absperrung der Seele von ganzen Welt- und Lebensgebieten zu beobachten. Zunächst wird einem dadurch die ganze Bedeutung des Sages klar: *Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu*, eines Sages, der von den Anhängern einer theils phantastischen, theils dogmatischen Seelenlehre immer noch vernachlässigt wird. Dann lehrt einen diese Beobachtung einen Satz der praktischen Lebenskunst. Beschränkung ist das Wesen des Individuums, des einzelnen Geschöpfes. Kein Wesen könnte ein einzelnes Wesen sein, wenn es alle Wesen wäre, und es müßte alle Wesen sein, wenn es alles wissen, alles können, alles selbst erfahren und erleben, alles genießen sollte. Die Schranke ist also Daseinsbedingung für das Einzelwesen, aber für den Menschen, dem es gegeben ist, die Schranke denkend zu überfliegen, dessen Vorstellen und Wünschen, dessen Sehnen und Streben keine Schranken kennt, zugleich höchster Schmerz, ein Satz, dessen einseitige Hervorhebung zum Pessimismus führt. Die Lebenskunst, die den Pessimismus zu überwinden vermag, besteht nur darin, daß man sich einerseits in die Schranken fügt, die einem Begabung, Leibesbeschaffenheit und Verhältnisse ziehen, andererseits aber die Schranken nicht aus Trägheit, Feigheit oder Mutlosigkeit voreilig zu eng steckt; ehe einer nicht tot ist, weiß er weder, was er zu erringen, noch was er zu leisten vermag. Daher ist Luftschlösser bauen bis zu einem Grade eine nützliche und löbliche Beschäftigung. Daß nun die Absperrung vom Schauspiel zu den Entbehrungen und Einengungen gehörte, die mir Schmerz verursacht haben, kann ich nicht sagen; mir ist die Sache stets vollkommen gleichgiltig gewesen. Und ich vermute, daß sie der großen Mehrzahl meiner Mitmenschen ebenso gleichgiltig ist. Millionen Dörfler und Kleinstädter bekommen in ihrem Leben kein Schauspiel zu sehen (wenigstens war das früher der Fall; die allgemeine Dienstpflicht und der durch die Bahn vermittelte lebhaftere Verkehr mit den größern Städten könnte das wohl geändert haben), und andre Millionen, die ab und zu einmal ins Theater gehen, können es ebenso gut auch lassen, ohne daß sie das als eine Entbehrung empfinden. In den großen Zeitungen wird freilich das Theater als eines der allerwichtigsten Lebensgebiete behandelt. Wenn man nun bedenkt, wie gering die Zahl der Personen ist, für die das Theater wirklich Bedeutung hat, so kommt man zu

dem Schluß, daß die Zeitung in diesem Stück kein getreuer Spiegel der Wirklichkeit ist, und man vermutet, daß sie es wohl auch in andern Stücken nicht sein wird. In München hatte ich das Glück, einmal eine Odeonsaufführung der Schöpfung mit Vogl als Uriel zu hören; nach der Arie: Mit Würd' und Hoheit angethan, sagte ich mir: Vogl (oder wohl eigentlich Haydn), du hast Darwin besiegt!

Nach einem freundlichen und gemüthlichen Abschied von den Münchner Freunden dampfte ich nach Offenburg zurück, wo sich unter den angegebenen Umständen das Leben weniger angenehm gestalten mußte als das erstmal. Ich konnte auf die paar Monate nicht erst noch einmal eine Wohnung mieten. Ich blieb also im Gasthause und büßte bei diesem Gasthausleben die letzten Reste meiner fahrenden Habe wie Betten und dergleichen ein. Für den theils verminderten, theils kühler gewordenen Umgang mit den alten Freunden wurde ich einigermaßen durch eine gemüthliche Tischgesellschaft entschädigt, und die Erholungszeit brachte ich mit langen Spaziergängen im Nebgebirge zu. Sntlekofer versorgte mich mit Büchern, da meine eignen in Kisten verpackt bleiben mußten. Im Sommer hielt Bischof Reinkens eine Landesversammlung in Offenburg ab und fragte mich bei der Gelegenheit, ob ich als Vertreter des unheilbar erkrankten Pfarrers Hofmann cum spe succedendi nach Konstanz gehen wolle. Selbstverständlich wollte ich.

(Schluß folgt)



Aus den Denkwürdigkeiten zweier Kunstforscher

Von Adolf Philippi

(Schluß)



it Falke habe ich einmal kurze Zeit zusammengelebt vor dreißig Jahren im Nordseebad Föhr, wo ich bei einer uralten friesischen Witwe zwei Zimmerchen bewohnte, deren altväterischer, traulicher Ausputz sein ganzes Entzücken erregte. Wir durchstreiften zusammen die Insel nach Altertümern und Hausrat, und er kaufte allerlei für das österreichische Museum und ließ mich in das Warum seiner Entschließungen manchen lehrreichen Einblick thun. So habe ich ihn immer unter meine Lehrer gerechnet, denen ich etwas zu verdanken hätte. Mit Sir Joseph Crowe verbindet mich keine persönliche Erinnerung weiter, als daß ich ihn im Anfang der siebziger Jahre, als er in Leipzig General-